

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. ✂ VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXVII. Nr. 17.

BRAUNSCHWEIG.

5. Mai 1900.

Nachdruck nur nach Übereinkunft mit der Verlagsbehandlung gestattet.

Die Rumänen in Serbien.

Von Prof. Gustav Weigand. Leipzig.

Der Reisende, der die Donau abwärts fährt und mit den ethnographischen Verhältnissen der unteren Donauländer nicht vertraut ist, würde sehr irren, wenn er von den politischen auf die dortigen ethnographischen Verhältnisse schließen wollte. Wenn man von den Städten absieht, ist fast das ganze untere Donauthal auf beiden Seiten rumänisch, während politisch Ungarn, Serbien, Bulgarien und Rumänien beteiligt sind. Das erste rumänische Dorf auf dem linken Donauufer ist Oftscha, Belgrad gegenüber, es folgt dann eine aus Serben, Deutschen, Rumänen, Magyaren gemischte Bevölkerung, aber nur auf einer ganz kurzen Strecke, von Pantschowa bis Basiasch, von da aus donauabwärts ist das ganze linke Donauufer, ausgenommen einige wenige serbische Dörfer und die Städte, die selbst in Rumänien eine gemischte Bevölkerung haben, rein rumänisch. Auf dem rechten Donauufer beginnt das rumänische Element etwas weiter abwärts, nämlich kurz hinter dem Eintritt des Flusses in den großartig schönen Kasanpafs in Dobrua in Serbien. Indem ich mir vorbehalte, in einem anderen Artikel den Austausch der Bevölkerung zwischen den Nachbarstaaten Bulgarien und Rumänien zu behandeln, will ich im folgenden nur das rumänische Element in Serbien betrachten, um so mehr, als es nicht nur das Donauufer besetzt hält, sondern tief in das Innere vorgedrungen ist, so daß die ganze Nordostecke Serbiens, mit Ausnahme der Negotiner Sprachinsel, rumänisch ist.

Im Sommer 1898 habe ich dieses Gebiet wesentlich zu linguistischen Zwecken in Begleitung eines ehemaligen Schülers, Dr. Byhan, bereist. Am 9. August fuhren wir von Turn-Severin mit dem kleinen Lokaldampfer, der den Verkehr zwischen dem rumänischen und serbischen Ufer vermittelt, nach Kladova, einem Flecken, der im Vergleich zu Turn-Severin schon sehr an den Orient erinnert.

Bekannt ist der Ort durch die naheliegende Citadelle, die bis 1867 noch türkische Besatzung hatte. Jetzt dient dieselbe als Kaserne, die Gräben werden als Gemüsegarten benutzt. Kladova selbst hat gar keine Bedeutung, da das Hinterland fehlt, auch der hauptsächlichste Verkehr von Serbien nach Rumänien über Negotin-Radujevac geht. Der Markt wird nur von den wenigen umliegenden rumänischen Dörfern aus besucht. Die Bevölkerung ist rumänisch, abgesehen von Beamten, Lehrern, Pfarrer und einigen Geschäftsleuten. Ich hatte eigentlich vor, noch an demselben Tage weiter zu fahren, allein Pafsangelegenheit und Beschaffung eines Wagens

hielten uns zu lange auf. Da zufällig der Präpekt aus Negotin anwesend war, erhielten wir ein Geleitschreiben in serbischer Sprache, unser deutscher Pafs würde für das Innere des Landes wenig Wert gehabt haben.

Am nächsten Morgen brachte uns ein Wagen durch welliges Gelände, das von niederem Eichengestrüpp bedeckt ist, nach dem an der Donau freundlich gelegenen Brza-Palanka, das einen besseren Eindruck als Kladova macht. Auch hier ist die Bevölkerung rumänisch mit Ausnahme der Beamten, und außerdem haben sich mindestens zehn aromunische Familien aus Makedonien als Kaufleute und Wirte dort niedergelassen. Ich hatte beabsichtigt, von dort, direkt der Strafe folgend, nach Milanovac zu fahren, allein der Bürgermeister schilderte uns in so begeisterter Weise die Felsenthore beim Kloster Vratna, daß ich beschloß, den Umweg zu machen, um das Naturwunder kennen zu lernen. Nach dem Essen wanderten wir unter Leitung eines Führers auf Pfaden rüstig nach Süden in die Berge. Es war ein heißer Tag, und belastet von dem Gepäck, waren wir bald in Schweiß geraten. Freudig begrüßten wir auf der Hälfte des Weges eine Quelle mit herrlichem Wasser. Wir passierten das Dörfchen Urovia, das zur Hälfte serbisch, zur Hälfte rumänisch ist. Ein aufsteigendes Gewitter machte unsere Schritte beschleunigen, und noch vor Ausbruch des Unwetters erreichten wir den Han im Dorfe Vratna, wo wir auch bleiben mußten, da das Kloster weiter thalaufwärts liegt. Wir waren auch ganz leidlich bei dem aromunischen Wirte aufgehoben, das Essen und selbst das Lager waren zufriedenstellend, doch wurde unser Schlaf durch ein Gewitter mit heftigem Sturm sehr gestört. Am nächsten Morgen beschlossen wir trotz des Regens aufzubrechen, und erreichten auch bald, allerdings sehr durchnäßt, das Kloster. Der Igumen nahm uns freundlich auf, zeigte uns dann seine Bücherschätze, meist rumänisch-liturgische Bücher aus dem vorigen Jahrhundert, nur ein einziges reichte ins 17. Jahrhundert zurück. Die kirchenslavischen Bücher waren älter, aber auch nicht besonders alt.

Als der Regen aufhörte, kletterten wir auf schmalen Pfaden in der Schlucht, in der das Kloster liegt, aufwärts und sahen uns dann plötzlich den Felsenthoren gegenüber. Überrascht blieben wir stehen. Die beiden Thore stehen in einer Entfernung von etwa 60 m voneinander. Das obere ist wohl 30 m hoch, die lichte Höhe der Öffnung 25 m, die Dicke der Wände im Durchschnitt 8 m. Die Verhältnisse des unteren Thores sind

etwas kleiner. Mitten durch die Thore hindurch braust der Bach. Das Gestein ist Kalk mit zahlreichen Löchern und kleinen Höhlen. Der Anblick auf das Ganze ist in der That überwältigend und gehört sicher mit zum Großartigsten, was ich an derartigen Naturspielen gesehen habe. Wir bereuten es nicht, den Umweg gemacht zu haben. Neuer Regen und Wind trieben uns wieder ins Kloster zurück, wo wir uns an einem einfachen Mittagessen stärkten. Gegen 2 Uhr brachen wir mit einem Führer auf, der um deswillen nötig war, weil wir über das waldige Gebirge nach Topolnica gehen wollten. Der Himmel hatte sich einigermassen aufgeklärt, doch war der Weg schlecht, zum Teil sehr schmutzig. Doch eilten wir sehr, denn wir hatten sechs Stunden Marsch vor uns. Die Gegend war gegen meine Erwartung gar nicht so einsam. Der Wald zeigte oft Lichtungen, in denen Maisfelder angelegt waren, und oft erblickten wir die armseligen Salasche (einzeln liegende Bauernhäuser) der rumänischen Bauern. Einmal flüchteten wir auch in einen derselben vor dem ausbrechenden Regen, doch machten wir nur kurzen Aufenthalt, da der Regen wieder nachliefs. Es fing schon an, dämmerig zu werden, als wir endlich den Kamm des parallel zum Porečkathale ziehenden Höhenzuges erreichten. Hier verließ uns unser Führer, während wir auf nicht zu verfehlendem Pfade etwa 500 m ins Thal hinunterstiegen. Auf schwankem Stege oder vielmehr auf einem Baumstamme überschritten wir das hochgeschwollene Wasser und erreichten recht ermüdet die schmutzige Schänke, wo wir nichts als Schnaps und Eier bekommen konnten, nicht einmal Brot gab es, wir mußten uns mit Mamaliga begnügen. Wo ein Aromune Wirt ist, kann man sicher sein, ein genügendes Essen und Trinken und auch Reinlichkeit zu finden, dagegen bei den Einheimischen ist wenig zu haben, auch starrt alles von Schmutz. Betten gab es natürlich auch nicht, und mein Begleiter machte große Augen, daß er auf einem harten Holzgestell schlafen sollte, natürlich in den Kleidern. Mir war das etwas Wohlvertrautes, und wir schliefen auch nach den Leistungen des vorausgehenden Tages verhältnismäßig gut.

Auf ganz guter Strafe wanderten wir am nächsten Morgen thalabwärts, machten kurze Rast in dem Dorfe Mosna bei einem albanesischen Wirte, wo wir für zwei Schnäpse, die dort immer in kleinen Fläschchen gereicht werden, für Brot, Käse und grünen Paprika 16 Pfennige zu zahlen hatten, wie denn überhaupt in diesem von Fremden so gut wie gar nicht besuchten Lande die Lebensmittel und Nachtquartiere außerordentlich billig sind, ganz im Gegensatz zu Rumänien, wo man oft ganz fürchterlich gerupft wird, obgleich auch dort die Marktpreise der Lebensmittel sehr niedrig sind. In Milanovac, einem freundlichen Städtchen an der Donau mit serbischer und rumänischer Bevölkerung, mietete ich zwei Pferde, um noch an demselben Tage das hoch im Gebirge gelegene Majdanpek zu erreichen. Der Besitzer der Pferde eilte voraus, indem er sagte, wir würden ihn schon auf dem Wege, der nicht zu verfehlen sei, einholen. Wir trabten auch wohlgemut um zwei Uhr zum Städtchen hinaus bis an den Fuß der steilen Bergwand, die das Donauufer begleitet. Da ging es denn sehr langsam in Serpentin aufwärts, und oben angelangt, ging es gerade so langsam weiter, denn das Pferd Dr. Byhans wollte nicht vorwärts. Die Sache wurde immer schlimmer, zumal auch das meinige die Lust zum Weitergehen verlor, vielleicht angesteckt von dem faulen Begleiter. Wir mußten absteigen und trieben die Pferde mit Stockschlägen vor uns her, und es ging so langsamer, als

wenn wir allein zu Fuß gewesen wären. Zeitweise setzten wir uns auch wieder auf, aber es dauerte nie lange. So zogen wir durch die Wälder bergauf, bergab, es wurde dunkel, und noch immer waren wir nicht am Ziele. Ich hoffte, wenigstens ein auf der serbischen Generalstabskarte angegebenes Rajkovo zu erreichen; als wir aber dort endlich ankamen, fanden wir nur eine Anzahl zerfallener Häuser, ehemalige Wohnungen für die Arbeiter eines eingegangenen Bergwerkes. Es war vollständig finster, als wir die letzte Höhe erreicht hatten, von der der Weg steil hinab ins Thal führt; dazu war der Weg völlig grundlos und teilte sich öfter, so daß ich nicht wußte, wohin wir uns zu richten hatten. Wir stiegen wieder auf und ließen die Pferde gehen, wie sie wollten, das meinige voran. Es war dabei so stockfinster, daß wir uns gegenseitig nicht sehen konnten, obgleich wir dicht bei einander waren. Ich hatte zwei lange Stöcke in die Hände genommen und stützte mich damit vom Pferde aus rechts und links, einmal um zu fühlen, ob wir nicht in einen Abgrund gerieten, und dann auch, um das Pferd zu stützen, wenn es gar zu sehr ins Schwanken kam, was bei dem abscheulichen Wege öfter vorkam. Die Pferde kannten zum Glück den Weg gut, und so gelangten wir denn um 11 Uhr in den Ort und ins Wirtshaus, wo uns der Pferdevermieter mit freundlichem Grinsen erwartete. Daß es ein Donnerwetter für ihn gab, brauche ich wohl nicht erst zu versichern.

Unser Humor war zwar schnell wieder hergestellt, da wir ein ganz hübsches Zimmer mit Betten und ein gutes Essen bekamen.

Samstag, den 13. August, verbrachten wir in Majdanpek. Es war nämlich Markttag, und von weit her waren die rumänischen Bauern erschienen, um ihre Produkte an die Bergleute zu verkaufen und sich dafür beim Krämer mit dem Nötigen zu versorgen. Daß sehr viele bei der Gelegenheit sich auch einen Rausch antranken, das zu beobachten hatten wir im Wirtshause die beste Gelegenheit. Ich untersuchte die Dialekte von Leskovo, Jasikovo, Vlaole, Voluja und Majdanpek und zog Erkundigungen ein über die Bevölkerung der weiteren Umgebung, wodurch mir erspart wurde, weiter nach Westen vorzudringen.

In Majdanpek selbst besteht die Bevölkerung vorwiegend aus Rumänen, diese sind aber erst seit etwa 50 Jahren als Bergleute eingewandert und stammen aus Moldova im Banat und einige aus Saska. Außerdem sind in dem Orte noch deutsche und slowakische Bergleute aus Ungarn ansässig. Die ehemals berühmten, schon zu Römerzeiten ausgebeuteten Kupfergruben sind nicht mehr recht ergiebig; wie ich von dem Direktor, einem Engländer, hörte, bleibt nach Abzug aller Kosten nur ein sehr kleiner Reingewinn übrig. Das Schlimmste ist, daß die Lage des Ortes im Gebirge gar zu ungünstig für den Transport der Erze ist, und eine Verbindung mit der Bahn nur mit so großen Kosten möglich wäre, daß es sich nicht recht rentieren würde.

Am folgenden Tage fuhren wir nach Überwindung einer steilen Höhe, von der man einen prächtigen Blick auf das tief im Thal in herrlicher Umgebung liegende Majdanpek zurückwerfen konnte, auf einem uns schier endlos vorkommenden Wege im Schaschkathale (d. i. Sachsenthale), wo auch früher geschürft worden war und noch die Trace der Materialbahn sichtbar ist, nach Rudna-Glava, wo wir uns im Han bei einem aromunischen Wirte, der aus Beala in der Nähe des Ochridasees stammt, ein Hühnchen kochten. Mittlerweile war ein wolkenbruchartiger Regen niedergegangen, das Wasser war hoch angeschwollen, und, wie wir

später sahen, die Brücken meist weggerissen. Wir wanderten zu Fuß weiter und gelangten noch glücklich auf gefährlichem Stege über den Schaschkabach, als wir aber dann ins Hauptthal kamen und die Cernajka dem Wege folgend hätten überschreiten müssen, da war die Brücke weg, zum Durchwaten das Wasser zu tief und reißend. Wir versuchten zunächst dem Ufer folgend weiter zu kommen, mußten aber bald des schlechten Terrains und des von neuem niederfallenden Regens wegen davon Abstand nehmen. Wir suchten Obdach in einem Salasch, wo wir einige Zeit verweilten, bis der Besitzer kam, der sich für Geld und gute Worte schlieflich bereit finden liefs, ein Pferd von der Weide zu holen, um uns damit an geeigneter Stelle über den Fluß zu bringen. Wir gelangten bald nach dem grossen Dorfe Cernajka, wo wir, natürlich auch wieder bei einem Aromunen, einkehrten. Der Wirt hatte uns erst ein kleines Zimmer angewiesen, in dem es von Wanzen wimmelte, auf meine Vorstellung hin bekamen wir dann ein anderes, das sehr geräumig war, und gute und saubere Betten enthielt. Man hat eben vor Fußwanderern wenig Respekt, hält sie für Landstreicher, bestenfalls für Handwerker. Auch die Polizei war dort etwas argwöhnisch, doch wurde man sehr höflich, als man unseren Geleitbrief gelesen hatte. Am nächsten Morgen wanderten wir wieder zu Fuß thalaufwärts, im Vertrauen auf die Karte, auf der die Strasse nur auf dem rechten Ufer des Flusses eingezeichnet war. Allein Karten der Balkanhalbinsel sind trügerisch. Schon bald hinter dem Dorfe waren wir genötigt, Schuhe und Strümpfe auszuziehen und durch den Fluß zu waten, der bereits wieder gefallen war; wir wanderten barfuß ein Stück weiter, wo wir nochmals den Fluß durchschreiten mußten. Wir hielten uns dann immer auf der linken Seite des Flusses, auch da, wo die Strasse überging, denn sämtliche Brücken waren von den Fluten fortgerissen worden. Von Tanda aus wurde der Weg besser; in der Nähe von Luke hatten wir die Wasserscheide erreicht. Dort waren wir aber genötigt, einen Führer zu nehmen, der uns, um das des Wassers wegen unpassierbare Thal zu vermeiden, auf sehr beschwerlichem Wege über den Berg nach Glogovica brachte, wo wir recht gut bei einem Aromunen aus Gopesch aufgehoben waren. Hier fanden wir auch eine Anzahl Deutscher, die bei einem neuangelegten ganz in der Nähe befindlichen Goldbergwerke beschäftigt sind. Die Bevölkerung ist rumänisch, aber weiter nach Süden die Dörfer Belareka, Răgotina, Vražogarnac, Zajčar sind bulgarisch, obgleich sie politisch zu Serbien gehören. Wir konnten uns also wieder nach Norden zurückwenden, und zwar marschierten wir zunächst nach Salasch, mit serbischer Bevölkerung, mieteten dort einen Wagen, der uns direkt bis Negotin führte, da die wenigen rechts und links des Weges liegenden Dörfer serbische Bevölkerung haben. Die Strasse ist in gutem Zustande, ist sie doch die Hauptstrasse, die den Verkehr aus Makedonien, Albanien über Südserbien nach dem westlichen Rumänien vermittelt. Sie war auch sehr belebt und wir sahen ganze Trupps von Albanesen auf ihren kleinen Pferdchen vorüberziehen, auch der Wagenverkehr ist bedeutend, wie wir in dem vortrefflichen Han eines Aromunen in Salasch beobachten konnten. Die Fahrt nach Negotin war ziemlich langweilig, erst die letzte Strecke, die durch einen schönen Wald führt, an dessen Ausgang sich auf einmal der Blick auf die weite Ebene öffnet, ist interessanter. Man passiert ein Kloster und eine große Winzerschule. Die serbische Regierung macht jetzt alle Anstrengungen, um den Schaden, den die Reblaus angerichtet hat, durch Einführung von amerikanischen Reben wieder

gut zu machen. Die den berühmten schweren Negotiner Rotwein liefernden Reben, die auf den die Ebene umrahmenden Abhängen wachsen, sind vollständig zerstört, der Wohlstand der Bewohner vernichtet. Der Weg unmittelbar vor der Stadt führt durch Sumpf, der die Stadt von drei Seiten umgiebt. Negotin ist ein Landstädtchen mit lebhaftem Handel, Sitz der Behörden für den Nordosten Serbiens. Die Bevölkerung ist vorwiegend serbisch, doch giebt es auch genug Rumänen, da die nächstliegenden Dörfer nach Norden (Samarinovac), nach Osten (Bukovča), nach Süden (Mokranja) rumänisch sind. Nur nach Westen und Südwesten hin liegen serbische Dörfer, die aber ringsum auch nach Süden hin von rumänischen Dörfern umgeben sind. Ob die Bewohner dieser Sprachinsel echte Serben sind, vermag ich nicht zu sagen, jedenfalls war die Sprache, soweit ich sie in Negotin und von den Bauern hörte, wirklich serbisch, während doch das nach Süden ans rumänische Sprachgebiet angrenzende Gebiet, also die Gegend von Zajčar, zweifellos bulgarisch ist.

In Negotin hielten wir uns nur eine Nacht auf in dem von einem bulgarischen Rumänen bewirtschafteten Grand Hôtel; wir waren mit Verpflegung und Preisen sehr zufrieden, wie denn überhaupt meine Erwartungen, die allerdings sehr niedrig gestellt waren, bei weitem übertroffen wurden. Von Negotin brachte uns der Wagen über die grossen rumänischen Dörfer Bukovča und Kobišnica an die Grenze am Timok. Die Pafsformalitäten waren schnell erledigt; der Zollbeamte und seine gut deutsch sprechende Gemahlin regalierten uns mit einem vortrefflichen alten Negotiner, und das war auch das einzige Mal, daß wir einen guten Wein auf der Tour bekommen hatten.

Ein Soldat ruderte uns in einem schweren Boot über den stark strömenden Timok, der zwar die politische, aber weder die ethnographische, noch die Sprachgrenze bildet, denn in der Nähe seiner Mündung spricht man rechts und links desselben Rumänisch, weiter oberhalb wohnen zu beiden Seiten Bulgaren.

Nach diesem kurzen Reiseberichte wollen wir einen Blick auf die Bevölkerung werfen.

Die Nordspitze Serbiens, die von der das Gebirge durchbrechenden Donau im vielfach gewundenen Lauf umflossen wird, trägt den Namen Kraina, genauer Krajina, d. h. Grenzland. Die Bevölkerung der Kraina ist rumänisch. Seit Mitte dieses Jahrhunderts hat sich die Grenze des rumänischen Sprachgebietes zu Gunsten des Serbischen verschoben. Kanitz (Serbien, Leipzig 1868) giebt als erstes rumänisches Dorf im Mlavathale südöstlich von Petrovac das Dorf Zdrelo an. Der Landort Kruševica ist nach ihm rumänisch. Ferner erwähnt er Rumänen (S. 325) bis Čupria und Alexinac und gar südlich von Zajčar. Es giebt zwar auch heute noch in jenen Gegenden Rumänen, aber mehr vereinzelt Neueingewanderte, allein die Menge der dort früher angesiedelten Rumänen ist definitiv slavisiert. In Požarevac, Petrovac, Žagubica und Kruševica sind zwar noch grössere Kolonien, allein die jüngere Generation versteht zwar noch, spricht aber nicht mehr Rumänisch. Im Mlavathale befindet sich heute nur noch ein rein rumänisches Dorf, das ist Lasnica etwas nördlich von Žagubica im Distrikte Homolja. Das dieses Gebiet nach Norden abgrenzende Homolja-Gebirge bildet die Sprachgrenze. Alles, was südlich und westlich davon liegt, also Gebiete, in denen mehr Ackerbau getrieben wird, ist für das Rumänentum verloren. Dagegen ist der nördliche gebirgige Teil vorderhand vor der Slavisierung geschützt, ja es ist sogar eine bedeutende Kräftigung

des rumänischen Elements zu konstatieren, und zwar hauptsächlich durch natürliche Vermehrung, dann aber auch durch völlige Assimilierung aller slavischen Elemente der Kraina mit Ausnahme von Negotin und der serbischen Dörfer in dessen nächster Nähe. Es giebt nur ein einziges, isoliert liegendes serbisches Dorf in der Kraina, nämlich Petrovoselo, südlich von Tekija im Gebirge, und dieses ist eine ganz neue Ansiedelung von Montenegrinern. Das untere Pekthale ist serbisch bis Zelenik, dann Vukovic bis Kruševica gemischt, weiter oben ist alles rumänisch und das geht weiter nach Osten bis in die Nähe von Widdin in Bulgarien. Nach Süden zu giebt es keine natürliche Grenze, indem die Dörfer am Oberlauf der Belareka und seiner Zuflüsse rumänisch, der Unterlauf bulgarisch ist. Die Rumänen sind von der Donau aus nach Süden vorgedrungen und haben die slavischen Siedelungen, die sie vorfanden, in sich aufgesaugt. Wenn man eine Linie von Golubac an der Donau über Petrovac im Mlavathale nach Zajčar am Timok zieht, so umfasst diese im Vereine mit der Donau im Norden das ganze rumänische Sprachgebiet in Serbien, innerhalb dessen nur wenige anderssprachige Dörfer sind. Die genauere Sprachgrenze verläuft folgendermaßen: Dobra an der Donau, von da über das weite Waldgebirge südlich, dann im Pekthale aufwärts, Vukovic, Srbce, Lješnica, Sena, Kaona, Majdan-Kučajna, das vorwiegend rumänische Bergarbeiter, aber auch Deutsche und Slowaken aus Ungarn hat, das näher bei Kruševica liegende Kučajna ist serbisch, Cerovica ist rumänisch, das südlich davon liegende Čermosnik gemischt, die übrigen im Pekthale liegenden Dörfer sind rein rumänisch. Nach Südwesten bildet die Grenze die Homoljaplanina, dagegen bildet die bis zu 1200 m ansteigende Crna Gora keine Sprachgrenze, die von dort aus abfallenden Thäler sind auch nach Süden zu wenigstens in ihrem oberen Teile von Rumänen bewohnt, wie Jasikovo, Vlaole nach Westen, Krivelj, Bor, Ostrelj und Brestovac nach Süden, doch ist in den drei letztgenannten das Rumänentum sehr gefährdet. Die südlichsten Orte heißen Dubočane, Groß und Klein Jasikovo, Tabakovac am Timok, die das serbische Sprachgebiet der Negotiner Sprachinsel von dem südlich sich anschließenden bulgarischen Gebiet von Zajčar trennen. Nördlich dieser Linie bis zur Donau liegen an nichtrumänischen Orten nur Petrovoselo, die Negotiner Sprachinsel mit 18 Dörfern und einige gemischt-sprachige Dörfer wie Miroč (neuangelegt), Urovica, und ferner die Städtchen mit mehr oder weniger Beamtenbevölkerung, die nicht rumänisch ist.

Ich gebe nun die Liste sämtlicher rumänischen Orte, wobei die mit einem Sternchen versehenen Orte auch einen merkbaren Prozentsatz serbischer Bewohner haben.

Leider bin ich nicht in der Lage, genaue Angaben über die Zahl der Einwohner jeder Gemeinde machen zu können. Ich beginne im Westen. 1. *Dobra, an der Donau. Im Pekthale: 2. Vukovic, 3. Srbce, 4. Lješnica, 5. Sena, 6. Kaona, 7. *Madjan-Kučajna, 8. Cerovica, 9. Čermosnik, 10. Nerešnica, 11. Bukovska, 12. Voluja, 13. Duboka (Dilboca), 14. Debeli Lug, 15. *Majdanpek, 16. Leskovo, 17. Jasikovo, 18. Vlaole. Im Mlavathale: 19. Lasnica. Im Porečathale: 20. *Milanovac (vorwiegend serbisch), 21. Mosna, 22. Topolnica, 23. Klokočevac, 24. Rudna-Glava, 25. Cernajka, 26. Tanda. Im Donauthale abwärts: 27. *Golubinja, 28. *Miroč, 29. *Tekija, 30. Sir, 31. Cecerac, 32. Kladušnica, 33. Manastirica, 34. *Kladovo, 35. Kostol (Cuștei), 36. M. Vrbica, 37. V. Vrbica, 38. Retkovo, 39. Korbovo, 40. Vajuga, 41. Brloga, 42. Podvrška, 43. Rečica, 44. Velešnica,

45. V. Kamenica, 46. Bordelj, 47. Grabovica, 48. Reka, 49. Brza Palanka, 50. Kupusiste, 51. Slatina, 52. *Urovica, 53. Vratna, 54. Mihailovac, 55. M. Kamenica, 56. Jabukovac, 57. Malajnica, 58. Plavna (hier schlossen sich nach Süden die serbischen Gemeinden Štubik, Popovica etc. an), 59. Kusjak, 60. Džanjevo, 61. Dupljani, 62. Praovo, 63. Samarinovac, 64. *Radujevac, 65. *Negotin (die Rumänen sind bei weitem in der Minderheit), 66. *Srbovlah, 67. Bukovča, 68. Kobišnica. Im Timokthale: 69. Mokranja, 70. Tabakovac, 71. Vel. Jasikovo, 72. M. Jasikovo, 73. Dubočane, 74. Glogovica. Im Thale der Belareka nebst Zuflüssen: 75. Luke, 76. Topla, 77. Buče, 78. Krivelj, 79. Bor, 80. Brestovac, 81. Ostrelj, 82. M. Gorniani, 83. Vel. Gorniani.

Was nun die Zahl der Rumänen betrifft, so kann ich nur ungefähr die Grenzen der Gesamtzahl nach oben und unten angeben. Persönlich konnte ich keine Statistik aufnehmen, da ich nur die kleinere Hälfte der Dörfer besucht habe, und selbst wenn ich alle besucht hätte, würde man sich doch in der Zahl der Bewohner eines Dorfes sehr irren, wenn man, wie ich das bei den Aromunen gethan habe, die Zahl der Häuser zählen wollte; denn es giebt genug Gemeinden, die dem Anscheine nach ganz klein sind, aber durch die im weiten Umkreise zerstreut liegenden Salasche wird die Zahl der Bewohner oft recht beträchtlich. Die hoch im Gebirge liegenden Gemeinden, die sich hauptsächlich mit Viehzucht beschäftigen, sind ja klein, die tieferliegenden, die Viehzucht und Ackerbau (im Salasch) treiben, sind mittelgroß (500 bis 1500 Bewohner), die in der Ebene oder im Thale liegenden, und das sind die meisten, die sich mit Ackerbau, Weinbau und Schweinezucht beschäftigen, sind groß, ja Gemeinden von 5000 und mehr Bewohnern sind keine Seltenheit. Ich habe mich verschiedentlich bei serbischen Beamten nach der Zahl der Rumänen erkundigt, und da wurde als Gesamtzahl 150 000 bis 180 000 angegeben. Kanitz giebt 123 000 Seelen an (S. 325). Eine serbische Statistik, die auch die Nationalität angiebt, konnte ich nicht aufreiben. Man wird gewiss nicht fehl gehen, wenn man als Minimum der serbischen Rumänen 150 000 ansetzt, zählt man die halb oder ganz serbisirten oder zerstreut wohnenden Rumänen südlich oder westlich des angegebenen Gebietes mit, so mögen wohl als Maximum 200 000 herauskommen, die Zahl 180 000 dürfte der Wirklichkeit am nächsten kommen. Die serbische Regierung strengt sich zwar sehr an, die Rumänen zu serbisieren, die gewonnenen Resultate sind aber noch gering. Man will wirken durch Kirche, Schule und Verwaltung. Man stellt nur serbische oder serbisch gesinnte Pfarrer an, die sich im Gottesdienste nur der serbischen Sprache bedienen. Aber die Bauern gehen nicht in die Kirche und so wird die Propaganda durch die Kirche illusorisch. Mehr wirkt schon die Schule, wenigstens in den größeren, ackerbautreibenden Gemeinden der Ebene, während die Gebirgsdörfer, deren Bewohner vielfach im Salasch wohnen, von ihrem Einflusse nicht berührt werden. Am meisten wirkt noch die serbische Amtssprache an den Orten, wo ein größerer Verwaltungsapparat ist. Da findet man denn auch, daß die meisten Rumänen der serbischen Sprache mächtig sind, aber umgekehrt auch die Serben der rumänischen. Eine merkliche Abnahme der Rumänen hat nur nach Westen und Südwesten hin, also im Požarevacer Kreise, stattgefunden, aber im übrigen hat es mit der Serbisierung der Rumänen gute Weile.

Die Frage auf das Wann der Einwanderung ist schwer zu beantworten. Der östliche und südliche Teil

der Rumänen Serbiens stammt aus der kleinen Walachei, dagegen der westliche, die sogenannten Unguren, sind Rumänen aus dem Banat, die schon vor langer Zeit eingewandert sein müssen, wenn auch im vorigen und in diesem Jahrhundert noch größere Nachschübe folgten, die Bufanen sind ja erst vor 50 Jahren nach Majdanpek und Majdan-Kučajna eingewandert, ja eine langsame Einwanderung von Rumänen aus dem Banat hat überhaupt immer bestanden und besteht heute noch. Ich erinnere mich, in Tekija genug Leute getroffen zu haben, die noch im Banate geboren sind, andererseits hörte ich in der Klisura und Banater Krajna, daß Leute mit der Absicht umgingen, nach Serbien auszuwandern. Viele Ortsnamen beweisen, daß schon vor langem Rumänen eingewandert sein müssen, denn sie zeigen eine bulgarische und nicht serbische Form, und wir wissen auch aus der Geschichte, daß nicht nur die Krajna, sondern auch das Land bis an die Morava dereinst zu Bulgarien gehört hat. Und sicher ist, daß die ersten rumänischen Einwanderer die Ortsnamen aus bulgarischem Munde empfangen, z. B. Dilboca, serb. Duboka, blg. Dolboka. Topolnița, serb. Toponica, blg. Topolnica. Einer der höchsten Berge heißt Stol, serb. Sto, blg. Stol.

Da ein großer Teil der Dörfer erst neueren Ursprungs ist, so kann es nicht überraschen, auch spezifisch serbische Formen zu finden oder auch rumänische. Die serbische Generalstabskarte verändert die bulgarischen Formen in serbische; die rumänischen sind zum Teil bewahrt: Crac lung, Cornet, oder sogar mit Banater

Aussprache Kornjet, Curmătură, La mormunt (mormint) etc., zum Teil sind sie übersetzt: Crna ruka (Hand) = Tilva neagră u. a. Rumänische Namen oder an Rumänien erinnernde Bezeichnungen findet man noch in der Nähe von Zajčar: Kulme la Kule, Vlaški Dolina, Vlaško Brdo u. s. w. Jedenfalls hat es auch nach Süden hin, wenn ich recht berichtet bin, bis in die Nähe von Nisch kleinere rumänische Niederlassungen gegeben.

Die Hauptursache der Auswanderung aus der kleinen Walachei im Anfange dieses Jahrhunderts war die Bedrückung der Bauern durch die Grundherren, besonders nach Einführung des organischen Statuts im Jahre 1831, während in Serbien nach den Befreiungskämpfen vom türkischen Joche Freiheit herrschte; dann aber auch haben die Hirten, die ja nicht an die Scholle gefesselt sind, und schon seit langem die Weiden im serbischen Waldgebirge gekannt haben, sich dieselben angeeignet und sich schließlich dauernd niedergelassen. Auf der Karte von Lejean (Ethnographie de la Turquie d'Europe, Gotha 1861) sind bezüglich der Rumänen in Serbien bedeutende Fehler enthalten. Er giebt den ganzen Oberlauf des Timok als rein rumänisch an, wo sie doch nur sporadisch aufgetreten sind. Zajčar und Veliki Izvor sind nach ihm rumänisch, was nie der Fall war. Doch zeigt seine Karte immerhin, wie sehr die Rumänen im Westen und im Süden an Gebiet eingebüßt haben, während ihre Gesamtzahl, die nach Lejean, resp. nach der offiziellen Statistik vom Jahre 1857 104343 Seelen betrug, bedeutend zugenommen hat.

Photographieen aus Deutsch-Ostafrika.

Erläutert von H. Seidel. Berlin.

III. (Schluß.)

Bei den Massai.

Auf unseren Karten des östlichen Afrikas, besonders auf den etwas älteren, ist das weite Gebiet zwischen Kenia und Kilimandscharo im Osten und dem Meridian von Urui am Viktoriassee im Westen unter dem Namen Massailand verzeichnet. Im Süden reicht es bis zum 6. Parallelkreise hinab; im Norden bildet der Äquator oder der 1. Grad nördl. Br. die Grenze. Auf diesem ausgedehnten, meist steppenartigen Raume haben sich in Zeiten, für die uns mangels jeglicher Tradition oder Urkunden der chronologische Ausdruck fehlt, die hamitischen Nomadenstämme der Massai niedergelassen. Wie eine verheerende Welle brachen sie über die ansässigen Völker herein, alles vor sich weglegend und vernichtend, bis ihnen die veränderte Natur Usagaras und der Nachbarregionen eine Schranke setzte.

Immer aber blieben sie der Schrecken der Umwohner. Selbst bis zu den Küstenstädten am Indischen Ocean schlichen sich ihre Kundschafter auf heimlichen Pfaden durch, um dann in feuriger Schilderung der entdeckten Reichtümer ihre Kameraden zu den wagehalsigsten Zügen aufzustacheln.

Da nahte auch diesen Barbaren das Verhängnis! Im Jahre 1891 entstand in Ostafrika jene furchtbare Viehseuche, die in schnellem Umsichgreifen bald die ungeheuren Rinderherden, den einzigen Nationalbesitz der Massai, bis auf spärliche Reste vernichtete. Die einst so stolzen, harten Krieger sahen sich in das traurigste Elend gestürzt. Ihrer viele starben dahin, weil sie sich nicht rasch genug einem anderen Erwerbe zuwenden konnten. Als Bettler schlossen sie sich durch-

reisenden Karawanen an oder flohen zu den Dörfern der ackerbauenden Stämme, um hier ihre Nahrung zu suchen. Der ermordete Dr. Lent sah im März 1893 solche Jammergestalten bei Kisuni am Fusse des Kilimandscharo. Er schreibt darüber in seinem Tagebuche: „Man mag in unserem wirtschaftlichen Interesse die Vernichtung dieser Nomaden wünschen; in mir aber erweckte der Anblick dieser Kinder und halbwüchsigen Burschen Mitleid und Entsetzen. Wandelnden Skeletten gleich schlichen sie dahin; ihr trauriger Ernährungszustand spottete jeder Beschreibung.“

Als die Plage gar nicht weichen wollte, da hat sich der Massai, der „Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“, endlich zu einer friedlicheren Lebensart bequemt. Er ist vielfach Ackersmann geworden und sucht nun im sauren Schweißse ungewohnter Arbeit wenigstens sich und die Seinigen, sofern er sie nicht verkauft hat, vor dem Hungertode zu schützen. Ob es aber gelingen wird, die eingefleischten Nomaden schon jetzt dauernd an die Scholle zu fesseln, das läßt sich wohl kaum erwarten. In den öden Steppen werden sie sich noch viele Jahre untereinander bekämpfen und hin und wieder auch andere Völker bedrängen. Denn der Hang zu Raub und Krieg liegt ihnen gar zu tief im Blute. Vielleicht haben wir solche Rückfälle schon bald zu erwarten, da sich die Leute nach den jüngsten Berichten zusehends von dem Verluste der Herden erholen, und die Organisation der einzelnen Stämme wieder eine festere wird.

Allein der Massai ist viel zu schlau, als daß er seine mühsam errungene Position sofort durch neue Unthaten und Friedensbrüche gefährden sollte. Er wird sich